

"Die Warnung aus dem Chaco-Busch in Paraguay "

Volker von Bremen

"Bis hierher und nicht weiter!" Ein recht unscheinbarer Stab, gekrönt von Federn eines Raubvogels war eines Morgens am Gatter eines frisch eingezäunten Stückes Urwald angebracht. „Fahrt ihr mit eurer Zerstörungswut fort, so werdet ihr die Strafe der Hüter des Gran Chaco erfahren!“ Mit dieser Botschaft kam der Indianer-Tagelöhner Lucas aufgeregt zum Vorarbeiter der Farm, die hoch im Norden der Chaco-Region von Paraguay liegt. „Schnell“, sagte er, „ich habe ein Zeichen gesehen. Wir müssen den Missionaren Bescheid geben, damit sie eine Expedition organisieren, um die Seelen meiner armen Geschwister zu retten, die noch in Furcht und Schrecken vor den Mächten des Waldes im Busch leben!“

Der Vorarbeiter war skeptisch. Sicherlich will sich dieser Indio wieder vor der Arbeit drücken. Da er jedoch sowieso die Abschlussarbeiten am neuen Zaun inspizieren wollte, ging er mit Lucas an die Stelle, an der das Zeichen angebracht war. Nichts Spektakuläres, relativ unscheinbar, ein paar Federn eben, was soll's! Doch als er die frischen Spuren entdeckte, die eindeutig von Menschen stammten, kam er doch ins Nachdenken. Vielleicht hatte dieser Indio doch Recht, und man musste was unternehmen.

Andererseits standen sie mit ihren Arbeiten unter enormem Zeitdruck. Die Trockenzeit war schon auf ihrem Höhepunkt, und die von den in Deutschland lebenden Besitzern aufgestellten Planungsziele für die diesjährigen Rodungsarbeiten waren noch lange nicht erreicht. 400 Hektar Busch mussten noch urbar gemacht werden, ehe der Regen kommt, sonst gäbe es mit den Banken größere Schwierigkeiten. Diese waren vorsichtig geworden bei der Finanzierung von Viehzuchtbetrieben in der Region, seit der Staat zum Schutz von Indianern Rodungs- und Infrastrukturprojekte gestoppt hatte. Doch beim letzten Kredit hatten die Banken noch ein Nachsehen, da die bereits laufende Rinderzucht im vergangenen Jahr gute Gewinne einbrachte. Man hatte Glück gehabt: Der Weltmarktpreis für Rindfleisch war sprunghaft angestiegen, selbst die Europäische Union zeigte sich wieder interessiert an Fleisch-Importen.

Kombiniert mit der hohen Stückzahl Rinder pro Hektar war der Betrieb gut angelaufen. Zwar hatte der Vorarbeiter vor den Folgen einer möglichen Überweidung gewarnt. Er wusste von den Gefahren für die Zukunft. Denn auf den riesigen Flächen ehemaliger Betriebe in der Gegend, deren ursprüngliche Besitzer längst woanders investiert hatten, waren bereits ernsthafte Probleme durch Versteppung und Versalzung sichtbar. Rinder waren dort kaum mehr zu sehen. Und jetzt, auf dem

Höhepunkt der Trockenzeit, peitschte der Nordsturm gnadenlos den aufgewirbelten Staub vor sich her. Kein Baum und kein Strauch konnten mehr das Erdreich schützen und dem entfesselten Wind Einhalt gebieten. Doch das war ja in einer Region, die bereits 20 Jahre intensiver Produktion hinter sich und gute Gewinne erwirtschaftet hatte.

Hier, wo der Busch noch existierte, 80 Kilometer weiter nördlich, war es jetzt wichtig, schnell voran zu kommen. Der Maschinenpark der mennonitischen Unternehmer aus der Nachbarschaft stand bereit. Und die langjährigen Erfahrungen der Mennoniten mit der Einrichtung neuer Viehzuchtbetriebe machten deutlich: Hier kann Geld rentabel investiert werden. Aber die Konkurrenz schläft nicht. Brasilianer, Mennoniten, paraguayische Unternehmer sowie Investoren aus anderen lateinamerikanischen Ländern, aus Europa und Asien haben sich gerüstet, um an der Erschließungsfront den Urwald zu überwältigen und ihn der Kapitalrendite zu unterwerfen. Eine Genehmigung von Betriebsentwicklungsplänen mit der entsprechenden Umweltverträglichkeitsprüfung zu bekommen, war kein Problem, wenn man Geld und Beziehungen hat. Und was dann tatsächlich auf der Farm geschieht, wird in aller Regel sowieso nicht genauer kontrolliert.

Der Vorarbeiter hatte auf die Gefahren von Überweidung hingewiesen, konnte sich aber damit bei den deutschen Besitzern nicht durchsetzen. Hinter vorgehaltener Hand meinte er: „Die haben doch keine Ahnung von Paraguay, vom Chaco und den hiesigen Verhältnissen. Die sehen nur ihre Rendite. Und wenn es sich hier finanziell nicht mehr lohnt, gehen sie eben woanders hin. Was dann hier zurück bleibt, ist nicht mehr ihr Problem.“

Aber damit konnte er sich jetzt nicht mehr befassen. Denn er war froh, dass er diese Arbeit bekommen hatte. Früher, als er noch ein Junge war und die Eltern beide noch lebten, hatten sie ihr eigenes Vieh und nutzten die Naturweiden an den Wasserstellen in der Gegend. Eines Tages waren Leute gekommen mit Papieren. Sie sagten, sie seien die Besitzer und forderten die Familie auf, das Land zu verlassen. Doch der Vater war müde geworden. Schon dreimal in seinem Leben hatte er ähnliches erlebt, war wiederholt immer tiefer in den Busch umgezogen an Orte, wo noch keine Siedler waren und niemand nach Papieren fragte. Wiederholt hatte er ihren kleinen Hof aufgebaut, um gemeinsam mit der Mutter die Familie von dem zu ernähren, was Wald und Vieh hergaben. Um Papiere hatte er sich nie gekümmert. Das waren Dinge der Leute aus der Stadt, und die war weit weg. Jedes Mal waren Leute mit Papieren gekommen und hatten die Familie vertrieben. Beim letzten Mal mochte der Vater nicht mehr. Die Mutter war gestorben, und es fehlte ihm der Antrieb, wieder von vorne anzufangen und wieder neues Land zu suchen, das auch immer knapper wurde. Zum Glück ergab sich die Möglichkeit, mit dem Besitzer der Papiere zu verhandeln und eine Stelle im neuen Betrieb

zu bekommen, der auf dem Land entstehen sollte. So war der Vater mit den jüngeren Geschwistern dort geblieben. Aber er und sein älterer Bruder mussten sich nach etwas anderem umsehen, da die Arbeit dort nicht für alle reichte. Und er hatte Glück gehabt, die Stelle des Vorarbeiters bei einer anderen, ebenfalls recht neuen Farm bekommen zu haben.

Doch was war jetzt mit diesen Indianern zu tun? Über Funk setzte sich der Vorarbeiter mit dem mennonitischen Besitzer der Rodungsmaschinen in Verbindung. Dieser hatte schon mal vor einigen Jahren eine ähnliche Situation erlebt. Und so zögerte er nicht lange und verständigte die Leute von der nordamerikanischen Missionsgesellschaft „To the New Tribes“, welche über langjährige Erfahrungen darüber verfügten, wie man Indianer aus dem Wald holen kann, damit sie den Kapitalinvestitionen nicht mehr im Wege stünden. Mit diesen Missionaren arbeiteten die Mennoniten eng zusammen.

Rasch verbreitete sich daraufhin die Nachricht unter den Indianern der Missionsstation. Es wurde eine Versammlung einberufen, um zu beraten. Unterstützt vom nordamerikanischen Missionar hielt ein Indianer-Prediger eine flammende Rede, in der er die Gemeinde aufforderte, wieder einen Bibelfeldzug zu organisieren, um die noch unter dem Einfluss von Satan lebenden Seelen zu retten und in ihre Gemeinde zu integrieren. Doch dieser Aufruf wurde längst nicht mehr mit derselben Begeisterung aufgenommen wie früher. Und so meldeten sich auch kritische Stimmen.

„Vierzig Jahre ist es her“, sagte schließlich ein Alter, „da begegneten wir in der Gegend am Fluss, wo unsere Vorfahren schon immer gelebt hatten, den Missionaren. Uns ging es damals nicht gut. Viele unserer Leute lagen im Sterben, seit Soldaten, Ölsucher und Fallensteller in unser Land gekommen waren. Die Missionare versprachen uns eine bessere Welt und ein besseres Leben, wenn wir ihnen nach Süden folgten. Denn das Leben unserer Gemeinschaften habe so keine Zukunft mehr, meinten sie. Alles würde sich verändern, auch dort, wo wir immer gelebt hatten. Fremde würden kommen, und der Wald würde verschwinden. Es wäre deshalb besser, mit ihnen gemeinsam in eine bessere Zukunft zu gehen.“

„Die Missionare hatten große Kraft, denn es gelang ihnen unter Anrufung ihres Gottes, einige sehr Kranke unter unseren Leuten zu heilen. Und so folgten wir ihnen im Vertrauen auf ihre Kraft und ihre Weisheit. Wir verließen das Land unserer Väter und entdeckten die neue Welt, die immer stärker von Gott, Geld und Gütern geprägt wurde, welche uns die Weißen brachten.“

„Und heute? Wo sind wir angekommen nach vierzig Jahren? Um unsere Siedlungen werden der Wald und sein Leben vernichtet, Tiere, Pflanzen und Honig ziehen sich weit zurück. Weit müssen unsere Frauen laufen, um überhaupt noch Brennholz für das Leben spendende und erhaltende

Feuer zu finden. Arbeit gibt es kaum mehr seit Strom von weit her kommt und immer mehr Maschinen hier auftauchen.“

„Nach vierzig Jahren waren einige von uns vor kurzem zum ersten Mal wieder im Land unserer Väter. Und was mussten wir feststellen? Die Prophezeiung der Missionare hat sich nicht erfüllt. Der Wald hat sich dort noch kaum verändert, die alt bekannten Plätze leben noch und spenden Leben. Ich habe wieder Mut gefasst, nachdem ich hier in unserem Dorf Jahre lang mit ansehen musste, wie der Wald und seine Hüter verschwinden, wie unsere Gemeinschaft in Neid und Missgunst verfällt und die Grundlagen des Lebens hier immer mehr veröden. Wir Alten müssen dafür Sorge tragen, dass unsere Enkel die Verbindung zu den Quellen des Lebens nicht verlieren.“

Aufmerksam war die Versammlung den Worten des Alten gefolgt. Vielen hatte er aus der Seele gesprochen: Arbeit war immer schwerer zu finden. Die Versorgung wurde immer schwieriger, nicht nur die Ernährung, sondern auch die Behandlung von Kranken. Irgendwie wirkte die Kraft des Missionars nicht mehr. Und der Leben spendende Wald hatte sich tatsächlich weit entfernt. Von den Verwandten in den Städten hörte man, dass es auch dort kaum Arbeit gab und viele, vor allem Jüngere, durch Alkohol, Drogen und Prostitution immer mehr verelendeten.

Vielleicht sollte man sich wirklich darum kümmern, dass der Leben spendende Wald zumindest dort, wo die Vorfahren gelebt hatten, weiter würde leben können. Es heißt, dass es auch bei den Weißen Gesetze gäbe, die dieses Recht schützten und den Indianern das Recht auf Zugang und Nutzung ihrer Territorien garantierten.

Dann müssten ja die jüngsten Zeichen der im Wald lebenden Geschwister, die Lucas auf der neuen Farm entdeckt hat, ganz anders gelesen werden. Doch wie könnte es möglich werden, der Zerstörungswut Einhalt zu gebieten und den Zorn der Hüter des Waldes nicht noch mehr herauszufordern?

Bis in die Morgenstunden saßen die Leute im Dorf zusammen. Als sie auseinander gingen, war eines klar: Die noch ganz mit dem Wald zusammen lebenden Stammesgenossen wie in den vergangenen Jahrzehnten zu suchen, um sie in die Dörfer zu holen, wo immer größeres Elend besteht, das wollen die meisten nicht mehr. Man muss versuchen, andere Wege zu finden, damit der Lebensquell nicht versiegt...

Warnend erhebt sich das Zeichen der Federn des weitsichtigen Vogels mit scharfen Augen und Krallen. Indianer kennen seine Botschaft, behielten sie aber bisher immer für sich. Jetzt verkünden sie sie auf ihrer Suche nach Verbündeten, die sie verstehen oder sich um ein Verstehen bemühen und helfen wollen, die Botschaft weiter zu geben, auch an jene, die den Wald und das Leben in Geld umwandeln wollen.

Nachtrag

In Paraguay leben 90.000 Indianer, die zu 18 verschiedenen Völkern gehören. Sie bilden 1,7 Prozent der Gesamtbevölkerung. 91 Prozent leben in ländlichen Räumen. Von insgesamt 412 registrierten Gemeinden verfügen 185 (45%) nicht über irgendeine Art von Landbesitz, wie er ihnen aufgrund der Verfassung zusteht. Allein in Ostparaguay verschwanden zwischen 1945 und 2004 87% des Waldes. Über die Chaco-Region im Westen des Landes gibt es gegenwärtig keine gesicherten Daten. Rodungsarbeiten schreiten aber auch dort rapide voran.

Im nördlichen Teil des Gran Chaco leben die letzten indianischen Gruppen Südamerikas außerhalb der Amazonasregion, die nicht in permanentem und abhängigem Kontakt mit der nationalen Gesellschaft, sondern weiterhin auf der Grundlage ihrer Erfahrungen und Erkenntnisse ihr Leben so gestalten, wie sie es in ihrem Zusammenleben mit der Ökologie des Gran Chaco über viele Generationen hinweg entwickelt haben. Ihr Leben und ihre Kultur sind durch die beschleunigte Zerstörung der natürlichen Umwelt des Gran Chaco extrem bedroht.

Die deutschen kirchlichen Hilfswerke „Brot für die Welt“ und Misereor unterstützen Initiativen, die sich für die Rechte indianischer Völker in Paraguay und anderen Anrainerstaaten des Gran Chaco einsetzen und nach Wegen suchen, in Anpassung an die kulturellen und ökologischen Bedingungen das Leben gestalten zu können. Gleichzeitig werden Aktivitäten entwickelt, um auf deutscher und internationaler Ebene Einfluss zu nehmen auf Investitionen und die Planung von Großprojekten, welche sich auf die Lebensbedingungen der ländlichen Bevölkerung in Paraguay auswirken.

München, Januar 2007

(aus "nachrichten der ELKB", Ausgabe 2-2007)